

Roman ars vivendi



JAAP ROBBEN

Birk

Roman

Aus dem Niederländischen von Birgit Erdmann

Die Übersetzung dieses Buches wurde von der niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.

> N ederlands letterenfonds dutch foundation for literature

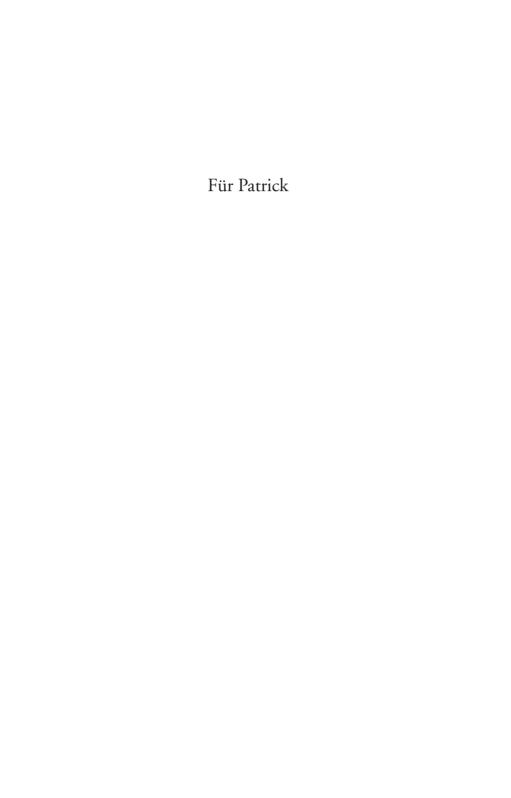
Die niederländische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Birk* bei De Geus © 2014 Jaap Robben

Published by special arrangement with De Geus in conjunction with their duly appointed agent 2 Seas Literary Agency

Deutsche Originalausgabe
1. Auflage August 2016
© 2016 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Bauhof 1,
90556 Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Lektorat: Dr. Felicitas Igel
Umschlaggestaltung: ars vivendi
Coverfoto: © plainpicture / Orsolya Haarberg
Druck: CPI books GmbH, Leck
Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier der Papierfabrik Schleipen.
Das eingesetzte Material stammt aus ökologisch und sozial
verantwortungsvoller Forstwirtschaft.
Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-718-6



Mein Dank gilt Ad, Sander, Thijs, Marieke und der gesamten Verlagsfamilie De Geus. Den Mitarbeitern des ars vivendi verlags möchte ich ebenfalls danken – sowie Birgit Erdmann für ihre gewissenhafte Übersetzung. Außerdem Passa Porta, die mir im richtigen Moment einen schönen und ruhigen Arbeitsplatz angeboten haben, Henk, dessen aufmunternde Formulierung *Hoppakee* über meinem Computer hing, meinen lieben Eltern Sylvia und Gerard, die mich mit Suppe versorgt und sich immer sehr engagiert haben, und meiner lieben Suus, ohne die Sie dieses Buch nicht in Händen halten würden.



Auf meiner Zunge krabbelten Ameisen. Meine Beine waren schwer. In Badehose und mit dem Handtuch um die Schultern stand ich an der Hintertür. Ohne mich anzusehen, war Mama in die Küche gekommen. »Da bist du ja«, sagte sie nur, nahm den Deckel vom Topf und schöpfte mit einer Kelle die Suppenteller voll, erst meinen, dann ihren.

Sie steckte den Zeigefinger in meine Suppe. »Sehr gut, du kannst anfangen.« Ich setzte mich auf meinen Stuhl und beobachtete den träge aufsteigenden Dampf. »Für Papa brauchst du nicht viel übrig lassen. Selbst schuld, wenn er nicht pünktlich zum Essen kommt.« Löffelnd ging sie zurück ins Wohnzimmer und setzte sich an ihre Nähmaschine. »Ich mache das nur rasch fertig.«

Meine Hände lagen ganz ruhig auf dem Tisch. Aber innerlich zitterten sie. Über dem Fenster krächzten Möwen, die sich die Schnäbel an der Dachrinne wetzten. Mir war klar, dass ich von der Suppe essen musste, aber ich konnte nichts anderes tun, als mich am Löffel festzuklammern.

Als ich einen Schluck Wasser aus meinem Glas nahm, dachte ich, ich müsste ersticken. Ich würgte. Ein bisschen von dem, was hochkam, verschwand in meiner Gemüsesuppe. Was danebenging, wischte ich schnell mit der Hand weg. Mama bemerkte nichts davon. Sie saß vornübergebeugt auf ihrem Stuhl und beobachtete konzentriert die Nadel ihrer ratternden Nähmaschine. Sie unterbrach die Arbeit nur, um nachzusehen, ob die Naht auch gerade war.

Ein paar Minuten später kam sie in die Küche zurück und nahm die Flasche Maggi vom Gewürzregal. Dann lehnte sie die Hüfte an die Spüle und beugte sich zum Fenster. »Heute bleibt er wieder ziemlich lange draußen.« Mein Herz wollte mir aus der Brust springen. Ich steckte den Löffel in den Mund. »Werde später bloß nicht wie dein Vater«, sagte sie lächelnd. »Der Kerl hält sich doch an keine Ab-

machung.« Bevor ich antworten konnte, fing die Nähmaschine wieder zu rattern an.

Je fester ich mir auf die Zunge biss, umso schlimmer kribbelten die Ameisen. Das Dämmerlicht verwandelte das Fenster in einen Spiegel. Ich hätte mich selbst betrachten können, aber ich wagte es nicht. Mama trat auf den Fußhebel des Mülleimers und ließ ein paar Stofffetzen hineinfallen.

»Isst du nichts?«

Ich zuckte ruckartig mit den Schultern.

»Hast du das Sprechen verlernt?«

»Ich bin satt«, sagte ich.

»Viel war das ja nicht gerade.«

»Entschuldige.«

»Aber komm nachher bloß nicht wie ein kleines Kind angerannt, weil du etwas anderes willst.« Sie nahm meinen Teller, kippte die Suppe wieder in den Topf und stellte ihren und meinen Teller in die Spüle. Den Topf und einen Teller für meinen Vater ließ sie auf dem Tisch stehen. Mein Blick entging ihr nicht. »Der Mann, der sich dein Vater nennt, kann sich die Suppe selbst aufwärmen.« Wenn sie über ihn als »der Mann, der sich dein Vater nennt« sprach, meinte sie, er hätte etwas gutzumachen. Dunkelbraune Streifen entstanden, als sie mit einem feuchten Tuch die Tischplatte abwischte.

»Er ist weggeschwommen«, schlüpfte es mir aus dem Mund.

»Hmm?«

»Papa ist weggeschwommen.«

»Weggeschwommen?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Weiß ich nicht.«

Sie blickte mich verwirrt an. »Und wohin?«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Hat er denn nicht gesagt, was er vorhat?«

Wieder zuckte ich die Schultern.

»Du musst doch wissen, ob er etwas gesagt hat?«

»Nichts, glaube ich.«

Sie lehnte sich gegen das Fenster und schirmte sich mit den Händen die Augen ab. »Habt ihr euch gestritten?«

»Nein.«

Sie schüttelte den Kopf, als könnte sie so die seltsamen Gedanken vertreiben.

»Dieser Trottel macht einfach immer, was er will.« Sie drehte den Wasserhahn voll auf, drückte den Stöpsel ins Becken und spritzte etwas Spülmittel hinein. Tassen und Teller klirrten dumpf gegeneinander, Besteck klimperte auf dem Beckengrund. Unter der Spüle brummte der Boiler.

Beim leisesten und jedem noch so vertrauten Geräusch blickte Mama auf und sah zur Haustür hinüber. Als sie mit Spülen fertig war, legte sie das Geschirrtuch über den sauberen Abwasch im Abtropfgitter.

»Er war unter Wasser.«

»Was hast du gesagt?«

»Auf einmal.«

»Was war er auf einmal?«

Ich zog die Schultern hoch.

»Zuck doch nicht immer die Schultern, wenn ich dich etwas frage.«

»Er wollte nach mir aus dem Wasser klettern.«

»Ihr wart beide schwimmen?«

»Nein.«

»Du weißt, das ist verboten.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Was ist passiert?«

»Als ich mich umgesehen habe, schwamm Papa plötzlich unter Wasser.«

»Unter Wasser? Einfach so?«

Ich wollte nicht mehr mit den Schultern zucken, tat es aus Versehen aber doch.

»Hat er denn nichts gesagt?«

»Weiß nicht.«

- »Wohin ist er dann gegangen?«
- »Weiß ich auch nicht.«
- »Weiß ich nicht, weiß ich nicht. In welche Richtung?«
 - »Das habe ich nicht gesehen.«
- »Aber du hast doch gerade gesagt, dass er nach dir aus dem Wasser gekommen ist.«
 - »Nein.«
 - »Was nein?«
 - »Ich war nicht schwimmen.«

Blitzschnell griff sie nach meiner Badehose und befühlte den Stoff. »Lüg mich nicht an!«

Mein Kopf konnte nicht mehr aufhören, sich zu schütteln.

- »Wo seid ihr gewesen?«
- »Beim Sand.«
- »Und da ist er schwimmen gegangen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Nein, bei den Felsen.«

Sie sah mir tief in die Augen. Dann rannte sie in den Flur, zog grimmig die Schublade der Kommode auf, holte die Taschenlampe heraus und ließ sie dreimal aufleuchten. Dann ging sie nach draußen. Die Außenlampe sprang erst an, als sie bereits um das Haus herum war. So schnell ich konnte, nahm ich einen von Papas viel zu großen Pullis vom Wäscheständer, zog ihn an und schlüpfte in meine Stiefel. Ich musste rennen, um sie einzuholen.

In der Dämmerung leuchtete in der Ferne die Lampe einer Boje. Wir kletterten den Pfad zum Strand hinunter, der wie ein Halbmond in der kleinen Bucht lag. Ich versuchte immer wieder, Mamas Hand zu ergreifen, aber sie lief zu schnell.

Im Sand erwarteten uns die Sonnenbrille meines Vaters, unsere Schuhe und sein Handtuch, aber sie lagen ganz woanders! Kurz war ich erleichtert. Papa musste aus dem Wasser gekommen sein und die Sachen ein Stück von der Brandung entfernt hingelegt haben. Aber eine Sekunde später hatte ich wieder weiche, wacklige Beine, als ich begriff, dass nur die Ebbe eingesetzt hatte.

Mama drückte mir die Taschenlampe in die Hand und durchwühlte unsere Sachen, als hätte er sich darin versteckt. »Birk!«, rief sie über das Wasser. »Wo bist du?«

Als es still blieb, drehte sie sich zu mir um. Ich blendete sie aus Versehen. »Wo hast du ihn zuletzt gesehen?«

Ich deutete mit der Taschenlampe auf die Felsen.

»Dort?«

Ich war den Tränen nahe.

»Bist du dir ganz sicher?« Ich nickte, aber das konnte sie nicht sehen. Sie starrte auf das Meer. »Birk!«, rief sie. »Birk!«

Es blieb still. Selbst die Möwen kreischten nicht.

Als Mama weiterging, folgte ich ihr mit der Taschenlampe, damit sie sehen konnte, wohin sie ihre Schritte setzte. Ohne zu zögern ging sie mit ihren Schuhen ins Meer. Das Wasser reichte ihr bald bis zu den Knien. Sie blieb stehen, offenbar erschrocken wegen des dunklen Wassers, das an ihren Schuhen zerrte und sich mit jedem Schritt weiter vor ihr ausbreitete.

Ich bemühte mich, in ihre Blickrichtung zu leuchten. Jeden Moment würde Papa hustend und würgend auftauchen, und sie stand bereit, ihn aufzufangen und an den Strand zu ziehen. So musste es

sein. Gleich würde es passieren. Gerade jetzt, weil meine Mutter hier war. Sein Kopf würde wie ein Fußball auf uns zutreiben. Ich würde rufen: »Schau doch! Dort!«, auf Mamas Rücken springen und ihn mit dem Lichtkegel einfangen. Wir würden weiter ins Meer hineingehen, seine Arme wie in einem Film um unsere Schultern legen und ihn ans Ufer schleppen. Dann würde er mir wahrscheinlich eine Ohrfeige verpassen. Aber das wäre mir egal. Er wäre wenigstens wieder da.

»Sag's mir.« Mama nahm mein Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger. »Was war hier los?«

»Ich glaube, er ist schwimmen gegangen. Es sah jedenfalls so aus. Plötzlich war er unter Wasser. Immer tiefer.«

»Was hast du gemacht?«

Ich schwieg.

»Weshalb hast du das nicht gleich gesagt, als du nach Hause gekommen bist?«

»Hab ich doch.«

Sie nahm mir die Taschenlampe ab. Wir gingen am Strand entlang zu den Felsen hinüber, balancierten über die Steine und rissen uns die Hände an den Seepocken auf. Normalerweise würde sie mir sagen, ich solle hier vorsichtig sein, aber sie kletterte voran und rief immerzu seinen Namen.

Mit einem Mal entdeckte ich etwas. In einer kleinen Bucht. Ein paar Meter unter mir. Etwas Dunkles trieb im Wasser. Es gluckste und rauschte. Ich wollte ins Wasser springen, traute mich aber nicht. Mama war mir einige Schritte voraus. »Da drüben ist etwas!«, rief ich.

Sie rutschte ab und ließ die Taschenlampe fallen, die in einen Spalt zwischen zwei großen Steinen rollte. Mama rappelte sich auf, nahm die Lampe und sprang auf mich zu. »Wo, wo denn?« Hektisch richtete sie die Taschenlampe auf das dunkle Wasser unter uns. Ein mit Seetang übersäter Baumstamm donnerte gegen die Felsen. »Verdammt«, fluchte sie. »Ver-dammt-noch-mal.«

Wir kletterten weiter. Am höchsten Punkt blieb sie stehen und tastete mit dem Lichtstrahl das Wasser ab. Ihr Rufen ging in Flehen über. Ich rief: »Papapapapapapa!«

Halb rennend, halb gehend näherten wir uns unserem Haus, der Schein der Taschenlampe zitterte über den Pfad. Ich wollte etwas sagen, was uns etwas Luft verschaffen würde. Vielleicht, dass Papa bestimmt schon zu Hause ist und wir ihn verfehlt haben, weil er den anderen Weg genommen hat. Oder dass er unsere Insel nur umschwommen hat und nun seine Suppe hinunterschlingt.

Die Stille schlug uns ins Gesicht. In der Küche stand alles noch an seinem Platz: der Topf, sein Teller, der Löffel daneben. Ich vergaß fast zu atmen.

Mama bewegte sich wie ein unruhiges Tier, das spürt, dass das Wetter umschlägt. »Karl«, sagte sie. »Ich muss zu Karl.« Die Türklinke knallte gegen die Wand. Kalk rieselte auf den Boden. Ich wollte hinter ihr herrennen, aber sie deutete mit ausgestrecktem Finger zur Küche. »Du bleibst hier.«

Ich war allein. Die Schränke um mich herum wirkten auf einmal riesig, die helle Küchenlampe brannte Flecken in meine Augen. Ich wagte nicht, irgendetwas anzusehen, und auch nicht, mich zu setzen. Ich hatte das Gefühl, von allen Seiten angestarrt zu werden. Deshalb schaltete ich die Lampe und das Licht an der Abzugshaube aus. Ich wartete, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, und schlich die Treppe hoch.

Mit Stiefeln, Badehose und Papas Pulli verkroch ich mich im Bett. Mein Atem bebte. Ich schloss die Augen und sah einen bleichen Fleck. Um mich herum kreisten Möwen. Seeschwalben saßen auf den Felsen oder tauchten nach Fischen. Und immerzu dieser bleiche Fleck. Ich schaltete die Nachttischlampe ein, aber davon bekam ich nur noch mehr Angst. Mit einem Mal wurde mir wieder klar, dass ich wach war. Ich schaltete die Lampe aus. Wieder dieser bleiche Fleck. Und sein Handtuch, viel weiter vom Meer entfernt als zuvor. Eine Hand, die nicht mehr an die Wasseroberfläche kam. Und wieder der Fleck, immer nebulöser. So fest ich konnte, drückte ich die Finger auf meine Augen, bis ich nur noch Blitze sah.

Ich fühlte mich, als hätte ich aus Versehen eine brennende Kerze an die Gardine gehalten und das Feuer wäre nicht mehr zu löschen, oder als wäre mir etwas heruntergefallen, das ich nicht hätte anfassen dürfen. Ich wollte, dass mich eine flache Hand so oft und hart schlägt, bis ich einen endlosen Pfeifton in den Ohren hätte. Nach dieser Bestrafung wäre alles wieder gut. Beendet und bereinigt.

Irgendwo draußen tuckerte jetzt der Motor von Karls Kutter. Das Ohr flach auf die Matratze gedrückt, konnte ich das Dröhnen besser hören, so als würde jemand gegen die Unterseite meines Bettes hämmern.

Karl würde das große Suchlicht auf dem Dach seines Steuerstands einschalten und den Strand und die Buchten bei den Felsen ausleuchten. Er würde vom Wasser aus nach der Stelle Ausschau halten, die wir gerade abgesucht hatten, in der Hoffnung, wir hätten etwas übersehen. Danach würde er sich weiter vom Strand entfernen, an den Felsen entlangfahren, dort, wo es zu gefährlich zum Schwimmen ist, und noch ein Stück weiter. Wahrscheinlich umrundete er die ganze Insel. Und noch einmal, um ganz sicher zu sein. Immer größere Runden, bis der Wellengang zu stark würde und die See zu rau. Er würde am Steuerrad drehen, meine Mutter ansehen und den Kopf schütteln.

Nein, nein, nein. Sie würden Papa finden, er würde ihnen zuwinken. Und er hätte meinen roten Ball gefunden, an dem hatte er sich festhalten können. Niemand müsste Papa helfen, er würde sich selbst an Bord ziehen.

Eine Mücke versuchte sirrend in mein Ohr zu kriechen. Ich schreckte aus dem Schlaf auf und zerquetschte sie. Als ich meine Nachttischlampe einschaltete, sah ich, dass Flügel, Blut und Beine an meinen Fingern klebten.

Von unten drang Licht herauf. Eilige Schritte. Gerede in der Küche. Das Netz um meine Brust zog sich wieder zusammen. Ich schoss aus dem Bett und rannte die Treppe hinunter.

Meine Mutter stand an der Spüle und drehte mir den Rücken zu, die Haare in ihrem Nacken waren strähnig vor Schweiß. Sie telefonierte. Als sie mich im Türrahmen stehen sah, erschrak sie, sprach aber weiter.

Die Küstenwache, Häfen, Reedereien, Fischmarkt, sie telefonierte mit allen. Immer dasselbe Gespräch. Birk Hammerman wird vermisst. Im Meer. Nein, weiter westlich. Von Tramsund aus gesehen. Früher Abend, vor ein paar Stunden. War schwimmen. Nein, keine Ahnung, wohin. Alles abgesucht. Nein, man kann auf dieser Insel nirgendwo anders hin. Verirren unmöglich. Es ist klein hier. Nein, wieso abwarten, er muss im Meer sein. Das Wasser ist kalt. Jetzt suchen, sonst ist es zu spät. Sie buchstabierte seinen Namen. »B-i-r-k, und Hammerman mit drei m.« Als würden sie ihn so besser im Wasser entdecken können. Dann nannte meine Mutter unsere Telefonnummer und bat verzweifelt um sofortigen Rückruf, sobald es Neuigkeiten gäbe. Ohne sich zu verabschieden legte sie auf und tippte die nächste Nummer ein.

Ich stand noch immer in der Tür. Mit ihrer knochigen Hand kniff sie mir in die Wange, um so meinem Mund eine Antwort abzutrotzen. »Wo ist Birk? Wo?« Ich konnte nichts als weinen.

»Sag es.« Sie presste mir die Fäuste noch fester ins Gesicht. »Hör auf zu flennen. Sag mir jetzt, wo Papa ist.«

Wir machten uns wieder auf die Suche. Und danach noch einmal. Immer wieder musste ich ihr zeigen, wo wir zuletzt gewesen waren. Und wo genau er ins Wasser gesprungen war. Der Lichtschein der Taschenlampe wurde allmählich schwächer. Mama schrie Karl etwas zu, der sie aber wegen des dröhnenden Motors nicht hören konnte. Er fuhr weiter seine Runden und durchpflügte das Meer. Ab und zu kreischte eine Möwe. Zurück in der Küche ging das Telefonieren wieder los.

Langsam bekam alles um uns herum eine dunkelblaue Glut. Unbemerkt wurde es Morgen.

Jenseits der Grenzen bedingungsloser Liebe

Mikael wohnt mit seinen Eltern auf einer einsamen Insel zwischen Schottland und Norwegen. Eines Tages verschwindet sein Vater im Meer. Mikael verschweigt, wie es dazu kam. Schuld, Trauer und Vorwürfe türmen sich auf, bis seine Mutter das Unmögliche von ihm verlangt. Ein zarter, sensibler und zugleich beklemmender Roman über Menschen, die Gefahr laufen, selbst zu Inseln werden.

> »Robbens Stärke ist, dass er Leichtigkeit und Ernsthaftigkeit miteinander verknüpft, die Bedeutung des Alltäglichen hervorhebt, mit wenigen Worten einen Augenblick einfangen kann und den Kern seines Themas genau trifft.« De Groene Amsterdammer

»Eine kühn, zärtlich und vielschichtig erzählte Geschichte, rau und verstörend und mit Passagen von geradezu schmerzhafter Schönheit.« The Irish Times



